

(Nachdruck verboten.)

4)

Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

„Ich meine“, fuhr Niehorski fort, „wir werden genug zu essen haben, vielleicht können wir sogar etwas zurücklegen... Wenn die Herde ausgeruht haben und etwas angefüllt sind, schlachten wir sie, sowie der erste Frost da ist; auf diese Weise bekommen wir über zwanzig Pud Fleisch. Daraus werden Konserven gemacht. Im Frühling bauen wir uns ein Boot, warten ienen günstigen Wind ab und fahren stromaufwärts — nach Süden... Dort wenden wir uns entweder direkt nach Irkutsk oder wir biegen nach Zenissejst ab... Schließlich können wir auch nach den Goldgruben auf Witim gehen und uns dort unter die Arbeiter mischen. Wahrscheinlich werden wir uns in mehrere Gruppen teilen und jede davon wird den Weg einschlagen, der ihr am besten zusagt. Aber das sind Nebensachen; die Hauptsache ist, aus Dschurdschnj hinauszukommen und unsere Abwesenheit so lange wie möglich zu verbergen. Wenn wir erst dreißig, vierzig Werst hinter uns haben, können sie uns lange suchen! Wir schlagen uns in die Berge und leben wie die Tungusen... Nun, was meint Ihr?“ Als sie mit der Antwort zögerten, fügte er hinzu: „Es ist natürlich möglich, daß wir manchmal hungern müssen, daß wir so mancher Gefahr begegnen, ja, es ist möglich, daß wir alle umkommen. — Aber wenn's gelingt, — dann sind wir frei!“ frei! Ein Taumel erfaßt mich bei dem bloßen Gedanken. Kühnheit und Jugend können viel, und wir haben nichts zu verlieren. Nun? Seid Ihr einverstanden?“

„Nein,“ antwortete Alexandroff. „Erstens hat's keinen Sinn, über solche Dinge zu reden, nachdem man eine großmächtige Flasche Schnaps getrunken hat!“

„Ich hab' nicht getrunken!“ erwiderte Niehorski trocken. „Aber ich bin's zufrieden. Wir können auch später davon sprechen.“

Er trat zurück, stellte das Licht an seinen Platz und machte sich mit dem Samowar zu schaffen, der, vergessen, erloschen und kalt geworden war.

Bald erschien ein Laib Schrottbrot auf dem Tische, ein hier festlich anmutender Federbiß, gefrorene, in Stücke gehackte Butter, gefrorene Beeren, kalter Rinderbraten und endlich der kochende Samowar. Niehorski bewirtete seine Gäste nach Kräften und that es mit der ihm eignen Herzlichkeit.

Sie wollten schon mit Appetit zulangen, aber Zan hielt sie zurück, befah die Flasche und teilte das, was darin zurückgeblieben war, mit peinlicher Genauigkeit unter die Anwesenden. Er selbst trank zuletzt, wischte sich den Mund am Ärmel ab und machte sich über das kalte Fleisch her. Während er die seltenen Bissen gierig verschlang, sprach er: „Ihr habt nichts Gutes ausgedacht, meine Herren, nichts Gutes, wie ich sehe. Denn solche Pläne haben noch nie ein gutes Ende genommen. Immer sucht der Mensch nach was Besserem, aber es kommt anders. Das hab' ich nicht aus Büchern, nicht von der Weisheit anderer gelernt, sondern aus meiner eignen Erfahrung. Je mehr man sich ängstigt und sorgt, desto schlimmer ist es. Daher mache ich keine Pläne mehr, und laß mir nur nicht bange machen — und sehen Sie, es lebt sich noch ganz leidlich dabei. Ihr aber werdet Euch nur neuen Schmerz bereiten. Ihr denkt wohl, das ist eine Kleinigkeit, das ist so leicht, und habt wohl keine Ahnung, was das heißt: die undurchdringliche Taja und die Sümpfe, und Wälder und Berge... Ueber die Landkarte läßt sich's schnell gehen, denn die ist glatt. Das weiß ich wohl, bin selbst darauf herumgewandert. Und nicht nur in den Wäldern und Bergen stecken Hindernisse, sondern auch in uns selbst. Wißt Ihr, was in jedem von Euch sitzt? Habt Ihr's erprobt? Denn der Tod, das ist was andres, das ist leichter! Aber wenn Hunger und Kälte Euch bis auf's Blut peinigen, wenn's zu Ende ist mit Eurer Kraft...“

„Was das betrifft, sind Herrn Zans Befürchtungen grundlos, glaube ich,“ unterbrach ihn Niehorski und runzelte die Stirn. Zan sah ihn ruhig an und nahm eine Pfeife.

„Warum ärgern Sie sich? Ich weiß, Ihr seid gute Jungen, aber... mich solltet Ihr fragen, mich, den alten Bagabunden, vielleicht könnt' ich auch was davon erzählen.“

„Nun, um was handelt sich's denn? Fangen Sie an, Herr Zan! Wir hören zu,“ sagte Samuel.

„Da muß ich wohl damit anfangen, wie ich im Gouvernement Kaluga Dienst hatte,“ begann Zan, nahm seine Dose aus der Tasche und sah die Anwesenden mit einem breiten Lächeln an.

„Versteht sich! Versteht sich!“ riefen sie belustigt und setzten sich um den Tisch.

„Denn sehen Sie, meine Herren, als Sie uns Polen im Jahre 1863*) in den Wäldern aufgriffen, da wurde alles, was älter und gelehrt war, gehängt oder zur Zwangsarbeit in den Bergwerken verurteilt; und was jünger und von niedrigerem Stande war, wurde den Regimentern im Innern Rußlands einverleibt. Und bald waren in jedem Regiment, in jedem Bataillon einige von uns und auch mehr. Und im Anfang hielten wir auch fest zusammen. Und nicht nur die Soldaten hatten Respekt vor uns und fürchteten uns, sondern auch die Offiziere. Der Oberst Lewtschenko selbst, — er war ein Kleinrusse, — ließ uns mal nach der Parade rufen und sagte: „Ich dank' Euch, Kinder, daß Ihr's gut gemacht habt, aber ich bitt' Euch: bleibt schon ruhig! Mich hat auch eine polnische Brust genährt, ich versteh' Euch! Aber 's ist alles vorbei, also schickt Euch drein!“ Und er ließ uns ein Maß Schnaps und einen halben Rubel pro Mann geben. — Sich drein schicken! Das ist leicht gesagt!... aber wie? Und 's war nicht der Dienst — nein, Gott behüt'. Nach dem, was wir in den Wäldern durchgemacht, schien er uns federleicht. Und wir waren alles stramme, junge Kerle — die Blume! Wir mußten wohl tüchtig und gewandt sein, wenn uns die Kugeln in so vielen Schlachten nichts angehabt hatten. Nicht der Dienst war's, der uns drückte, sondern das Heimweh! Wenn das sich mal an einen festgeklammert hat, dann saugt's an ihm, als wenn ihm eine Kröte am Herzen säße. Und dann wird in der Schenke mit den Russen geraunt, oder man läuft ohne Erlaubnis ein paar Tage in den Feldern umher! Und dann kam die Strafe: sie schrieben uns ins Strafjournal, brachten uns auf die Hauptwache, kühlten uns mit dem Dienst. Wir ertrugen's geduldig. Wir ertrugen's geduldig und horchten, ob nichts von der Heimkehr zu hören sei. Dies und das wurde geredet; alle Tage gab's neue Kunde, und jeden Tag war's was andres, — bald hieß es, es sei alles vorbei; bald wieder: die Unseren seien oben auf, sie hätten viele Gefangenen gemacht und tauschten sie gegen die Ihren aus. Und da durchfuhr uns die Nachricht, ein ganzes Bataillon von den Unfrigen hätte die Papiere gefälscht und sei mit den Waffen und der Munition nach Polen ausgerissen... Nun hielt's keinen mehr. Wir kamen in allen Winkeln zusammen und ratschlagten. Bald wurden wir bewacht, denn aus verschiedenen Bataillonen rissen viele Einzelne aus. Nun durften wir uns keinen Schritt weit vom Lager oder aus der Kaserne entfernen; selbst auf die Wache außerhalb der Stadt wurden keine Polen mehr geschickt. In unserm Bataillon war aber ein gewisser Schmitt. Er sagte, er sei ein Pole!... Schmitt? Na, mag er Schmitt heißen! In den kleinen Städtchen haben viele Leute bei uns deutsche Namen, sind aber echte Polen. Für so einen hielten wir ihn auch; erst später kam's heraus, daß er ein Kolonistenkind war. Aber dem Anscheine nach war er ein guter Kerl. Ja, uns war er der beste, der erste unter allen; er war weit in der Welt umhergekommen, und ein Pfiffikus, ein Meister, wenn's galt, sich herauszuschwindeln oder einem einen Streich zu spielen, oder der Obrigkeit mit Anstand Rede zu stehen. Auf seinen Rat hin machten wir uns ganz klein, wurden gehorsam, aufmerksam im Dienst, aber im stillen sparten wir Geld, legten Zwiebacke zurück, und eines Tages, als wir ins Bad gehen durften, nahmen wir statt der Wäsche unsre Bündel mit und — heidi!... Wir waren acht Mann hoch ausgerissen — ein ganzer Haufe! Die Menschen meidend, die Dörfer umgehend, schlüpfen wir wie die Wölfe in der Nacht durch Einöden, durch dichte, dunkle Wälder, über Sümpfe und Moräste — immer jenem Polen zu... Schmitt verstand sich ein wenig auf die Land-

*) 1863 war der Aufstand in Polen.

Karte, es waren ein Paar Förster unter uns, also richteten wir uns nach den Sternen. So waren wir lange glücklich gewandert, bis der Zwieback alle war und wir in die Dörfer gehen mußten, Brot kaufen. Jetzt fing erst das Elend an: sowie einer hingeht, kommt er selten wieder! Unse Sprache verriet uns! Als wir zum erstenmal sahen, wie die „Muschits“ einen von uns gefesselt nach dem Dorfe führten, wollten wir über sie herstürzen, das Dorf anstecken und den Jungen befreien. Schmitt hielt uns zurück; er stellte uns vor, es sei nicht recht, um eines Menschen willen so viele unglücklich zu machen. Ach, dieser Schuft von Schmitt! Wir beschloffen, zu lösen, wer von uns Brot holen sollte, und von dem, der ging, nahmen wir Abschied, wie von einem Sterbenden. Und diese Freude, wenn er wiederkam! Die Mügen flogen in die Luft, Hurra! . . . Und denn gab's Umarmungen und Freudengelage. Aber je weiter wir kamen, desto schlimmer wurde es. Ein paarmal stießen wir auf Militär, aber wir entschlüpfen. Einmal wollten uns Holzhauer alle zusammen festnehmen, aber wir kriegten sie unter, nahmen ihnen die Axt ab und banden sie alle, obgleich ihrer mehr waren. In Dörfer zu gehen, wo ein Amt war, daran war erst gar nicht zu denken! So wanderten wir hungernd weiter, und nährten uns von Kräutern und Sauerampfer. Und seht, in solch' einem Augenblick ließ uns Schmitt im Stich! Als wir eines schönen Morgens aufwachten, ist unser Hauptmann auf und davon! Das Geld, die Landkarten, die Papiere, ja, sogar die besten Sachen hat er mitgenommen und ist verschwunden! Im ersten Augenblick waren wir wie vor den Kopf geschlagen. . . Wir haben keine Ahnung, wo wir bleiben, wohin wir uns wenden sollen, denn er hatte für uns alle gedacht. Dieser rät, sich den Russen zu ergeben, jener, den Verräter zu verfolgen, ein anderer, sich weiter zu schleppen, so lange 's geht. Einer hat sich sogar in der Verzweiflung erhängt. Er ging schweigend beiseite, und ehe wir zu Ende geredet hatten, — war er fertig! Da erfaßte mich solch ein Kummer, daß ich die Finger an den Strick legte und schwor, das sollte dem Verräter nicht geschenkt werden, und wenn ich ihn aus der Erde herausfragen müßte. Und was sagt Ihr dazu: wir haben ihn richtig gefangen! . . . Er ging durch's Korn, trug ein Bündel am Stocke über der Schulter und pflügte die Aehren, die ihm unter die Hand kamen, ruhig ab und steckte die Körner in den Mund. Als wäre nichts geschehen, jammte er sogar ein Liedchen vor sich hin, bis wir aus unserm Versteck im Grase aufsprangen. Er wurde weiß wie die Wand, freideweiß; er sagte kein Wort und streckte nur die Hand aus, als wollte er uns zurückstoßen! Wir aber, hier lächelte Herr Jan viel sagend und langte bedächtiger, als es sonst seine Art war, nach seiner Dose.

„Ihr aber?“ fragte einer der Zuhörer ungeduldig.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wie man ein Held wird.

Von Léon Kanrof.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

I.

Herr Marbrier (nach dem Frühstück sein Gläschen Chartreuse leerend und vergnügt vor sich hinstingend): „Tralala . . . lala . . . tralala . . . lala . . .“ (Er setzt den Hut auf und küßt seine Frau ehrbar auf den falschen Scheitel, welcher ihre erste Stirn krönt.) „Auf Wiedersehen, Liebes Kind! Auf Wiedersehen!“

Madame Marbrier: „Ach, Liebster! Ich muß gerade auch ausgehen, einen Einkauf machen. Da könnte ich Dich ja bis zum Comptoir begleiten?“

Herr Marbrier (wird plötzlich scharlachrot, bekommt aber glücklicherweise gleichzeitig einen heftigen Niesreiz, der ihm gestattet, die verräterische Note in einem ungeheuren Taschentuch zu verbergen): „Gatschil Gatschil“ (Etwas gefächter): „N—ein! Ich gehe nicht direkt ins Comptoir. Und dann habe ich es auch sehr eilig. Am Sonnabend, weißt Du, muß ich immer Kunden besuchen. Ich habe den ganzen Tag herumzulaufen!“

Madame Marbrier: „Schadel! Also dann auf Wiedersehen heute abend?“

Herr Marbrier (im Fortgehen): „Auf Wiedersehen heute abend! . . . Tralala . . . lala . . . tralala . . . lala . . .“

Herr Marbrier steigt fröhlich die Treppe hinab, betritt vergnügt die Straße und macht sich in brillanter Laune auf seinen Geschäftsgang. Man kann lange suchen, bis man einen Kaufmann findet, der sich mit solchem Eifer an seine Arbeit begiebt. Es muß ein sehr angenehmes Geschäft sein, das Herrn Marbrier erwartet.

Vor dem „Centralhotel“ angelangt, tritt er ein. Vielleicht hat er einen durchreisenden Kaufmann zu besuchen, der hier abgestiegen ist? Aber nein! Er verlangt ein Zimmer, ein abgelegenes, stilles Zimmer, ganz am Ende einsamen Korridors. Er schärft dem Zimmerkellner ein, die Dame, welche nach Herrn Dubois — Louis Dubois — fragen werde, unverzüglich in dieses Zimmer zu führen.

Im Zimmer angekommen, ordnet Herr Marbrier sorgfältig seine spärlichen Haare und unterzieht sich vor dem Spiegel einer eingehenden Mustering. Dann sieht er auf die Uhr, späht durch die Fenstervorhänge und geht aufgeregt im Zimmer hin und her.

Endlich klopft es. Herr Marbrier öffnet. Vor der Thür steht neben dem begleitenden Zimmerkellner ein Dämchen in extravaganter Toilette mit einem sehr großen Hut. Herr Marbrier grüßt ehrerbietig, die Dame erwidert den Gruß ceremoniell, aber kaum hat der Kellner die Thür geschlossen, als das Dämchen Herrn Marbrier an den Hals springt und ihn auf die Nasenspitze küßt.

Welch sonderbare Art und Weise, eine geschäftliche Unterhaltung zu beginnen, und wie familiär diese Kundin ist! . . .

Herr Marbrier: „Guten Tag, mein Kleffchen! Mein Lillichen! Mein geliebtes Mausjeschwänzchen!“

Lilli (ihm vertraulich auf den Schädel klopfend, dessen glatte, weiße Haut trotz einer heroischen Zwangsanleihe vom Raden her triumphierend in die Erscheinung tritt): „Guten Tag, meine dicke Billardtugel!“

Herr Marbrier (ärgerlich): „Na, weißt Du, Lilli, Du gebrauchst manchmal Ausdrücke, die mir gar nicht gefallen!“

Lilli: „Nicht böse sein, Diderchen! Wie soll ich Dich denn nennen? Soll ich Dich etwa Simson nennen? (Da er weiter schmollt): Na, na, umarme Deine Kleine und sei wieder gut!“

Herr Marbrier (Lilli einen Kuß gebend, der viel weniger keusch ist als der, mit welchem er soeben den ehrbaren, falschen Scheitel seines Ehegesponnes beglückt hat): „Kleiner Teufel!“

Lilli: „Und jetzt wollen wir es uns mal bequem machen.“

II.

Seit einigen Minuten herrscht in den Korridoren des Hotels ein verworrenes Geräusch: rasches Treppenlaufen, Stimmengewirr, kurze Befehle, die zunächst nur undeutlich bis in das entlegene Zimmer am Ende des Korridors dringen, die aber schließlich doch die geschäftliche Zusammenkunft Herrn Marbriers und seiner Kundin stören.

Lilli (unruhig): „Aber was ist denn los? Was bedeutet der Lärm in diesem Kasten?“

Herr Marbrier: „Was geht uns das an? Wahrscheinlich ein paar neue Reisende, welche . . .“

Lilli: „Glaubst Du? Aber sonderbar — es hört sich gerade so an, als wenn Leute schreien?“

Tatsächlich überlören jetzt weibliche Schreie den wachsenden Tumult.

Herr Marbrier: „Na ja. Jedenfalls hat irgend eine Dame einen Nervenanfall bekommen. Das kann uns ja ganz egal sein.“

Lilli (lachend): „Sag' mal, wenn es nun die Polizei wäre, die uns einen kleinen Besuch abstatten läme? Deine Frau könnte Dir ja gefolgt sein und . . .“

Herr Marbrier (unangenehm berührt): „Du hast ja sehr lustige Einfälle, weißt Du!“

In diesem Augenblick — der Lärm im Hotel nimmt immer noch zu — erhebt sich auf der Straße ein lautes Geschrei.

Herr Marbrier (geht ans Fenster und sieht die Trottoirs schwarz von Menschen, die heftig gestikulierend das Hotel betrachten): „Aber das . . . aber das ist doch . . . Was ist denn los, zum Teufel?“

Lilli (von Furcht ergriffen): „Hier muß etwas Schreckliches passiert sein. Hörst Du es nicht so sonderbar knistern? Hörst Du nicht?“ (Sie geht an die Thür, öffnet sie, blüht in den Korridor und stößt einen marlerschütternden Schrei aus.) „Himmel! . . . Feuer! Feuer!“

Herr Marbrier (kommt gerade noch zur rechten Zeit, um das Dämchen, welches ohnmächtig wird, aufzufangen. Auch er bemerkt jetzt am Ende des Korridors blendende, schreckliche Feuergarben, vermischt mit schweren, grauen Rauchwolken, während ihm gleichzeitig glühend heiße Luft ins Gesicht schlägt. Er schreit wie wahnsinnig, aus Leibeskräften): „Zu Hilfe! Zu Hilfe!“

Nichts als das dumpe Knistern der Flammen antwortet ihm. Augenscheinlich hat man die oberen Etagen schon verlassen, und auf Hilfe ist nicht zu hoffen. Herr Marbrier durchlebt einen schrecklichen Moment. Er fühlt, daß er dem Wahnsinn nahe ist. Aber im nächsten Augenblick hat er seine Fassung wiedergewonnen. Er fühlt, daß keine Minute zu verlieren ist.

Ohne sich Zeit zu lassen, seine Toilette — er ist in Hemdsärmeln — in Ordnung zu bringen, nimmt er Lilli und läuft bis an's Ende des Korridors. Gott! wie schwer in gewissen Momenten solch eine leichte Person wiegt!

Beherzt dringt er in die beißenden Rauchwolken ein, welche ihm den Atem rauben, durchschreitet und überspringt die züngelnden, heimtückischen Flammen, deren Blut ihm die Haut verjengt, und steigt kuckend, stolpernd, geblendet die halbeingestürzte, brennende Treppe hinunter.

Endlich ist die gefährliche Zone überschritten. Nun hat er das Vestibül des Hotels erreicht, schreitet zwischen Feuerwehrlenten hindurch, welche, eben angekommen, ihm im Vorübergehen eine Dusch-

verabsolgen, durch aufgeregte Kellner, die ihn puffen, an Schutzleute vorbei, die ihn auf die Straße stoßen; er befindet sich plötzlich mit klopfenden Schläfen und thränenden Augen, betäubt vom Schreck, mit Lilli, die er immer noch mechanisch in den Armen hält, inmitten einer erregten Volksmenge, die sich lärmend um ihn drängt.

Plötzlich, als er sich der Situation langsam bewußt zu werden beginnt, sieht er eine Frau vor sich stehen, die, laut schreiend, die Arme zum Himmel erhebt. Wie in einem qualenden Traum erkennt Herr Marbrier seine Gattin!

Herr Marbrier (verliert vollständig den Kopf und sucht verzweifelt nach einem Plätzchen, wo er die ihn kompromittierende Lilli hinlegen könnte): „Söre . . . Ich will Dir alles gestehen . . . Du mußt mir verzeihen . . . Ich schwöre Dir: nie wieder werde ich so etwas . . .“

Madame Marbrier (emphatisch): „Ich Dir verzeihen! Dir verzeihen! Aber so komm doch, daß ich Dich umarme!“

Herr Marbrier (verständnislos, während die Schutzleute ihn endlich von Lilli befreien und sie in eine Apotheke tragen): „Du — Du bist mir nicht böse?“

Madame Marbrier: „Dir böse sein? Aber was Du da vollbracht hast, ja großartig, erhaben! Bewundernswert! Du kamst, wie ich, vorbei, als das Feuer gerade ausbrach, und Du hast keinen Augenblick gezögert, Dein Leben aufs Spiel zu setzen, um ein andres Menschenleben zu retten . . . O, mein Held! mein Held!“

Herr Marbrier (beginnt zu begreifen und wirft sich angedrückt der schmeichelhaften Ovationen der Menge in die Brust): „O! Ich verzeihe Dir . . . jeder andre an meiner Stelle hätte genau ebenso gehandelt!“

Madame Marbrier: „Vielleicht . . . Aber gewiß nicht mit Deiner Kaltblütigkeit!“ (Voll Bewunderung auf die unvollständige Toilette ihres Gatten deutend): „Wenn ich denke, daß Du sogar so viel Geistesgegenwart besessen hast, Deinen Rock vorher auszuziehen, um ihn nicht zu beschädigen!“ —

Kleines feuilleton.

st. Das Unmögliche. „Hurra!“ schrie der Sekretär Randolf und warf den Strohhut in die Luft, als er zu seiner jugendlichen Gattin in das Zimmer trat. „Hurra!“

„Gast Du das große Los gewonnen?“

„Ferien, kleine Frau!“

„Wirklich? Lassen sie Dich endlich los?“

„Was sollten sie machen? Wir haben's zwar nicht kontraktlich, aber man ist doch am Ende kein Pferd, wie? Man hat doch sozusagen auch menschliche Rechte! Na, dem Direktor hab ich's gesagt! Du, der wurde rot bis hinter die Ohren! Also laß Dir erzählen.“ Randolf streckte sich in einen Sessel, griff nach einer Zigarette und schlug ein Bein über das andre.

„Willst Du noch rauchen vorm Essen?“

Er winkte nur mit dem brennenden Bündel Holz und sprach durch die Zähne: „Ich bin heut mal so angefrühstückt, verstehst Du? Na ja, brauchst nicht zu lachen. Ein Plätzchen ist getrunken.“ Er paßte und besah sich die Zigarette. „Also, wie gesagt: es war'n ruhiger Tag heute. Rein gar nicht zu thun. Wir frühstückten demgemäß und tranken — kein Wasser dabei. Schießt mir's doch mit einem Male in die Krone: wenn überhaupt, dann müssen jetzt Ferien rauszuschinden sein. Ich also stante pede zum Direktor. „Herr Direktor entschuldigen gütigst,“ sag ich, „aber es ist stille Zeit und da . . .“ — „ . . . schon gut, schon gut,“ sagt er, „Sie wollen Ihren Urlaub. Meinestwegen treten Sie heute an. Drei Wochen Nachurlaub auf keinen Fall. Adieu!“ Höflich war's nicht, wie? Na, ich murmele so etwas wie „danke schön“ und raus wie der Wind. Also: was sagst Du dazu?“

„Herrlich!“ Frau Randolf umarmte ihren Gatten. „Wo es Dir so nothut. Rein wirklich! Riesig angegriffen siehst Du aus.“

„Wie?“ Randolf konnte sich im Mitgefühl seiner Frau. „Du, es ist keine Kleinigkeit, Tag für Tag seine sechs geschlagenen Stunden auf dem Drehstuhl zu hoden und Allen zu schinden! Hol's der Teufel das greißt den Geist an! Dabei thun sie noch, als ob's 'ne Gnade wäre! Als ob man etwas geschenkt kriegt! Na, mir sollen sie kommen!“ Er nidte wichtig. „Also nun vor allem: was sängen wir an? Geld ist da!“ Er warf eine Handvoll Goldstücke auf den Tisch. „Deine Zinsen hab' ich auch gleich geholt. Hast doch nichts dagegen? Hier ist mein Gehalt. Schmeißen wir zusammen, was?“

„Gewiß, Männe. Weißt Du, was wir machen? Wir fahren einfach irgend wohin. Bleiben so lange, wie's uns gefällt. Und dann weiter. Immer weiter.“

„Bummelst im großen? Du, der Gedanke ist nicht übel. Dafür kriegst Du sogar 'nen Kuß, Gedchen.“ Er nahm sie beim Kopf. „Ja, aber das kindl Teufel! Wir können doch Kennchen nicht mitnehmen! Gast Du Dir das schon überlegt?“

„Das Kind bleibt mit dem Mädchen hier. Das ist doch sehr einfach.“

„Ohne Mutter? Es wird sich sehnen, krank werden vomöglich.“ „Kennchen?“ Frau Randolf lachte laut. „Frage doch mal, wo sie jetzt ist. In der Küche bei Minna. Minna ist doch so riesig kinderlieb, schwächt und schwächt mit der Kleinen — nein, Du, da können wir ganz unbesorgt sein.“

„Wenn Du meinst . . .“ Er war noch bedenklich. „Aber, Männe, das Mädchen ist wie Gold, sag ich Dir! Ich habe geradezu einen Treffer gemacht mit der Minna. Um rein gar nichts brauch' ich mich zu kümmern, und alles geht wie am Schnürchen. Da ist wirklich kein Grund.“

„Na!“ Randolf erhob sich. „Dann ist also die Geschichte in Ordnung und wir dampfen morgen ab.“

„Mit meiner Toilette bin ich gerüstet. Nur einpacken.“

„Einpacken, ja!“ Er wandte sich plötzlich zur Thür, an die ein Kinderfäuschen hämmerte. Auch ein Schluchzen wurde hörbar. „Ich komme schon, Kennchen.“ Er öffnete und schwang ein vierjähriges Mädchen auf den Arm. „Nanu, warum weinst Du denn?“

„Liebe Minna weint auch,“ schluchzte Kennchen.

„Minna weint?“ Er sah fragend zur Gattin hinüber. „Weißt Du?“

„Kein Gedanke. Aber warte mal: Der Briefträger brachte ihr vorhin einen Brief aus der Heimat. Vielleicht traurige Nachrichten?“ Frau Randolf ging schnell zur Thür: „Minna! Kommen Sie doch mal herein. — Ist zu Hause etwas passiert?“

Das Mädchen stand mit rotgeweinten Augen auf der Schwelle: „Mutter ist so krank.“

„Das thut mir aber leid.“

„Ja.“ Randolf trat herzu. „Das thut uns außerordentlich leid, Minna. Hoffentlich fehlt es Ihrer Mutter an nichts?“

Minna schüttelte den Kopf: „Meine Schwester schreibt, es könnte vielleicht schlimm werden, und ich sollte doch man ja kommen.“

„Kommen? Sie wollen nach Hause reisen? Jetzt?“

„Ich möchte darum gebeten haben.“

Ein Weicheln sagte niemand etwas. Dann sah Randolf verzweiflungsvoll auf seine Frau. „Gedchen!“

Die brachte endlich mit Ueberwindung heraus: „Das geht nicht, Minna!“

„Ja!“ Randolf sagte es schnell. „Sie hören, wie meine Frau darüber denkt, Minna.“

Frau Randolf ging, die Hände unter den Busen gepreßt, auf und ab. „Sie wissen noch nicht, Minna, daß wir morgen verreisen wollen, und daß Sie bei dem Kind bleiben müssen.“

„Es ist ja bloß auf 'n paar Tage, gnädige Frau.“

„Und was wird mit Kennchen?“

„Ja!“ Der Sekretär trat nahe an das Mädchen. „Sie müssen doch einsehen, daß das Kind nicht allein hierbleiben kann! Herzgott, nu flennen Sie doch nicht so entsetzlich! Seien Sie vernünftig, Minna. Was nicht geht, geht doch einmal nicht. Sagen Sie doch selber! . . . Wir begreifen Ihren Schmerz vollkommen. Es thut uns in der Seele weh, können Sie glauben.“

„Wenn nu Mutter nich wieder wird . . .?“

„Anfinn. 'n hübschen Krankheit. Denken Sie man nicht, daß Sterben so leicht ist! — Halt!“ Er drehte sich schnell auf dem Absatz herum: „Gedchen, ich hab' einen Gedanken. Und Sie, Minna, hören Sie zu! Sie bleiben bei Kennchen, bis wir wiederkommen. Und dann dürfen Sie reisen. Wie, Gedchen?“

„Gewiß, Männe. Ich bin doch nicht harteherzig.“

„Also acht Tage Urlaub, wenn wir wieder da sind. Lohn soll Ihnen feiner abgezogen werden. Na, das ist doch gewiß anständig!“ Randolf bewunderte sich ehlich.

„Dann ist Mutter vielleicht schon begraben.“

„Hören Sie!“ Frau Randolf trat mit warnend erhobenen Finger auf Minna zu. „Ich lasse Ihnen die liebevollste Behandlung zuteil werden; ich verspreche Ihnen acht Tage Urlaub mit Lohn — und Sie geben mir solche Antwort! Das ist nicht hübsch von Ihnen, Minna. Wir thun alles gern für Sie. Aber Sie dürfen auch nichts Unmögliches verlangen!“

„Ja!“ Der Sekretär sandte einen langen Rauchstreifen gegen die Decke. „Was Sie verlangen, ist unmöglich. Ab—so—lut unmöglich!“ —

k. Berühmte Kriegskorrespondenten. Der erste Journalist, der die Armee begleitete, war Charles Lewis Gruneisen, der Vertreter der „Morning Post“ während des Karlisten-Krieges in Spanien 1837. Doch die Sitte, eigene Korrespondenten am Kriegsschauplatz zu haben, gewann erst Ausdehnung und Verbreitung um die Mitte des 19. Jahrhunderts seit dem Krimkrieg, und der erste Kriegsberichterstatter von Ruf war William Howard Russell, der die „Times“ über die Ereignisse in der Krim unterrichtete. Ihm war zwar gestattet, was seine Kollegen von heute nicht mehr dürfen, zu berichten und mitzutheilen, was er wollte, aber da man sich überhaupt nicht um ihn kümmerte, wurde es ihm nur unter großen Entbehrungen möglich, sich und sein Pferd durchzubringen. Seine Vorstellungen im Hauptquartier, ihn doch nicht verhungern zu lassen, nahm man halb ärgerlich, halb belustigt auf und erklärte, daß man für ihn nicht sorgen könne. So ritt er denn als eine ziemlich unglückliche und traurige Gestalt über die Schlachtfelder hin, auf seinem dünnen, kniebeinigen Klepper hockend, mit allerlei seltsamen Kleidungsstücken ausgestattet, auf dem Kopf die Mütze eines Fourageoffiziers mit breitem, goldenen Band, in einem grünen Jägerjäckchen, beschmutzten Hosen und ungeheuren Stiefeln, ein Quell stauenden Gelächters für die Soldaten, die den Zeitungsmann in dichtem Stachelregen sahen, wie er mit unerschütterlicher Ruhe Bemerkungen in sein Notizbuch schrieb. Ein größerer Gegenfahz zu diesem einfachen und unansehnlichen Mann läßt sich gar nicht denken als der prachtvolle Aufzug, in dem Archibald Forbes von der „Daily News“ einherzog, und

die bedeutungsvolle Stellung, die er einnahm. Er war der erste Berichterstatter, der den Telegraphen für seine Zwecke ausnutzte; mit der ungeheuren Schnelligkeit erst, die es heute möglich macht, dem Zeitungsleser die neuesten Nachrichten ganz frisch auf den Staffeltisch zu legen, hat nun auch die Kriegsberichterstattung sich zu einer so wichtigen Institution entwickelt. Forbes beschrieb nicht mehr nur die militärischen Operationen, die Einzelheiten des kriegerischen Vorganges, sondern er gab flammende, farbenprächtige und stimmungsvolle Gemälde, führte mit dichterischer Kraft und politischer Weitsicht in die aufregende Welt der Schlachten ein. Er setzte sein Leben aufs Spiel so gut wie jeder Soldat.

Ein Weiserstückchen in der Kunst der Berichterstattung führte Golt White, der Vertreter der „New York Tribune“ im deutsch-französischen Kriege, aus. Er beobachtete die Schlacht bei Sedan vom preussischen Hauptquartier aus am Donnerstag, den 1. September und wollte nach dem Ende der Kämpfe die Niederlage der Franzosen nach London berichten. Doch das französische Telegraphenbureau weigerte sich, diese Vorkchaft weiter zu befördern, ja wollte ihn sogar arretieren lassen, weil er solche Dinge verbreite. So eilte er denn nach Calais, fuhr auf einem eigenen Dampfer nach Dover hinüber und mit einem Extrazug nach London, wo er am Sonnabend 5 Uhr morgens ankam. Sonntag früh stand sein Bericht, 6 Seiten lang, in der „Tribune“, während die Londoner Zeitungen erst Dienstag Nachrichten brachten. Das größte Wunder an zäher Ausdauer vollbrachte Archibald Forbes. Im serbischen Krieg 1876 ritt er 120 englische Meilen und raste im schnellsten Galopp, alle 15 englische Meilen das Pferd wechselnd, bis zum nächsten Telegraphenamt, schrieb dort viele Stunden lang den Bericht über die Schlacht, übermittelte ihn an seine Zeitung und sank dann in den Kleidern in einen tiefen, zwanzigstündigen Schlaf. Er hatte sechs Stunden im Feuer und Gerüsch des Kampfes gestanden, war 120 englische Meilen geritten und hatte vier lange Zeitungspalten geschrieben und der „Daily News“ telegraphiert, alles in 30 Stunden. Wolsley, der mit zuerst die Stellung der Korrespondenten im Stabe eines Heeres genau festlegte und Bedenken gegen ihre Beeinflussung der Meinungen schriftlich aussprach, ließ im egyptischen Feldzuge gar keine Kriegsberichte zu, so daß ein Korrespondent sich damit helfen mußte, seinen Lesern von dem Funkeln und Glänzen der Sterne über der weiten Wüstenmacht eine Natursehilderung zu entwerfen. Doch der Herausgeber der Zeitung befahl telegraphisch, er wolle keine Sternquadereien, sondern Neuigkeiten. Wolsley selbst erklärte auf die Klagen der Korrespondenten: „Ihr Herausgeber ist sehr unverständlich. Giebt es etwas Sichereres und Feststehenderes als die Sterne?“ Und auch heute müssen wieder die Korrespondenten sich mit allerlei phantasiereichen Beschreibungen begnügen, denn Thatsachen erfahren sie wenig und es geht ihnen oft wie jenem Berichterstatter der „Times“, der den General Fushima fragte: „Von wo aus werden Sie Ihre Truppen auf Klantung landen, von Osten, Westen, Süden oder Norden her?“, und die Antwort erhielt: „Vom Himmel her, aus den Wolken.“

Geschichtliches.

— Condorcets Ende. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Bisher hatte man allgemein angenommen, daß der berühmte französische Philosoph Condorcet, um der Guillotine zu entgehen, seinem Leben selbst ein Ziel gesetzt habe. Es wurde sogar berichtet, daß sein Freund Cabanis ihm ein starkes Gift bereitet hätte, das Condorcet stets in der Kapsel seines Ringes bei sich trug, um es nötigenfalls anwenden zu können. Diese Annahme scheint der Wahrheit nicht zu entsprechen. Der französische Gelehrte L. Cahen vertritt in seinem vor kurzem erschienenen ausführlichen Werke: „Condorcet et la Révolution française“ (Paris, Felix Alcan 1904) die gegenteilige Ansicht, zu der er auf Grund eingehender Untersuchungen über die letzten Lebensstage Condorcets gelangt ist. Am 7. Juli 1793 hatte der Konvent einen Verhaftsbefehl gegen Condorcet erlassen. Der Philosoph, der sich gerade in Auteuil befand, begab sich sofort nach Paris, wo er bei einer alten Dame, Madame Vernet, in der rue Servandoni ein sicheres Asyl fand. Hier verfaßte er in kurzer Zeit eine seiner berühmtesten Schriften: „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain“, worin er die unbegrenzte Verbessermögensfähigkeit des Menschen darlegte. Acht Monate blieb er in dieser sicheren Zufluchtsstätte, wo er auch den Besuch seiner trefflichen Gattin und einiger treuer Freunde empfing. Da glaubte er aus verschiedenen Anzeichen darauf schließen zu müssen, daß sein Aufenthaltsort entdeckt sei, und um nicht seine Wohlthäterin in Gefahr zu bringen, beschloß er, zu fliehen. Mit der Jakobinerjude und einer wollenen Mütze angethan, entkam er am 25. März 1794 aus Paris. Er hoffte in Fontenay-aux-Roses bei der ihm befreundeten Familie Enard eine neue Zufluchtsstätte zu finden. Diese aber weigerte sich, den Flüchtling aufzunehmen, da sie die Rache Robespierres fürchtete. Zwei Tage später befand er sich in Clamart, halb tot vor Hunger und Erschöpfung. Er trat hier in eine Herberge ein, um etwas zu essen. Aber bevor man ihm etwas reichte, verlangte man, seine Papiere zu sehen. Er versuchte, sich für einen Diener, Namens Pierre Simon, auszugeben, der seiner Heimat 20 Jahre lang fern gewesen sei. Natürlich glaubte man ihm nicht, und da er keine Ausweis-papiere bei sich hatte, wurde er verhaftet und ins Gefängnis gebracht. Am nächsten Tage fand ihn der Gefängniswärter halb entleert, entsetzt auf einem Stuhle zurückgelassen. L. Cahen stellt nun fest, daß nach dem Bericht des Arztes, der die Todes-

ursache festzustellen hatte, Condorcet einem Herzschlage erlegen ist. Diese Annahme ist äußerst wahrscheinlich, denn Condorcet war leidend, frühzeitig gealtert, abgearbeitet und erschöpft. Neugierst empfindlich gegen die Unbilden des Wetters, war er unter den größten Entbehrungen drei Tage und Nächte im März umhergeirrt. Bei seiner Festnahme in Clamart hatte man ihm alles, was er bei sich trug, abgenommen, seine Uhr, seinen Bleistifthalter, sein Taschmesser und selbst seinen Horaz. Man würde ihm also gewiß nicht einen Ring oder einen wenn auch noch so kleinen verdächtigen Gegenstand gelassen haben. Dies sind die Gründe, die nach Condorcets jüngstem Biographen gegen die Annahme eines Selbstmordes und für einen natürlichen Tod sprechen. —

Humoristisches.

— Partikulend. „Es ist geradezu unmöglich, mit Fräulein Sabine eine Unterhaltung zu führen; zumeist sagt die langweilige Person gar nichts, höchstens hin und wieder einmal „Ja ja!“
„Oh! mithin Rixe und Rajade in einer Person!“ —

— Die wissen es. „Mama, das Fräulein hat uns heute von den Schwälen erzählt: Auf einmal erheben sie sich wie auf Kommando und fort geht's nach Süden, wie kommt das?“
„Das ist nichts Besonderes, da schau' nur Deinen Papa und Deinen Onkel dort an, wirst' gleich seh'n, auf einmal erheben sie sich wie auf Kommando und fort geht's — ins Hofbräuhaus!“ —

— Die Hauptsache. Der Progenbauer ist eifrig bestrebt, es allen andern in Geldsachen vorzuthun, und scheut keine Kosten, um der kleinen Gemeinde zu imponieren. Aus diesem Grunde hat er sich auch ein Telephon angeschafft. Eben verläßt der Monteur, der den Apparat eingerichtet, das Haus, und das häuerliche Ehepaar macht sich eine Zeitlang an der neuen Telephonanlage zu schaffen, sie von allen Seiten mit freudigem Stolz betrachtend. Da mit einem Schlage legt sich die Freude des Progenbauern und sich verlegen hinter ein Ohr tragend, bricht er ärgerlich in die Worte aus: „Sakra, sakra, an wen telephonier'n wir aber jetzt?“
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

c. In Finnland, das nur 2500 000 Einwohner zählt, erschienen, wie die amerikanische „Review of Reviews“ berichtet, bis zum Jahre 1900 228 Zeitungen und periodische Zeitschriften. Seitdem sind bis Mitte dieses Jahres 24 unterdrückt worden. —

— Das Schauspielhaus wird am 15. September, oder früher, seine Vorstellungen im Neuen Igl. Operntheater (Stroß) wieder aufnehmen. —

— „Second Ménage“ von Sylvane und Froher wird die erste heurige Novität des Trianon-Theaters sein. —

— Von der Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes in München sind Gemälde von Stud. Keller, Diez, Kuischel, Kaiser, alle in München, Dill-Karlsruhe, Oberbeck-Worpswede und eine Bronze von August Gaul-Berlin für die Pinakothek angekauft worden. —

— Der Tiroler Künstlerbund erläßt einen Aufruf, nach dem er die heimische Kunst zu fördern gedenkt und die Errichtung eines Ausstellungsgebäudes plant. —

— Augenuntersuchungen an Schulkindern veranstaltete im Mai und Juni dieses Jahres Professor Dr. Schleich in Tübingen. Von den 2125 Schülern der Stadt wurden 2098 untersucht, darunter 1153 Schüler und 945 Schülerinnen; die nicht zur Untersuchung gekommenen (27) waren wegen schwerer Krankheit vom Schulbesuch befreit. Von den 4196 zur Untersuchung gekommenen Augen wurden 65,2 Proz. normal, 34,8 Proz. anormal befunden. Von den männlichen Schülern hatten 63,2 Proz. normale, 36,8 Proz. anormale, von den weiblichen Schülern 67,6 Proz. normale und 32,4 Proz. anormale Augen. Die günstigsten Verhältnisse fanden sich bei den jüngsten Jahrgängen; am schlechtesten waren die Verhältnisse bei den höchsten Schuljahren des Gymnasiums, wo nur 28,2 Proz. normale Augen gefunden wurden. —

t. Die Erschwerung der Atmung im Hochgebirge ist bisher allgemein dem Mangel an Sauerstoff in der Höhenluft zugeschrieben worden. Angelo Mosso hat durch eine Folge von Versuchen in dem neugeschaffenen Laboratorium auf dem Monte Rosa diese alte Auffassung zu Fall gebracht. Er hat festgestellt, daß eine Mischung von Sauerstoff und Stickstoff, wenn die Spannung des ersteren auf den gewöhnlichen Verhältnissen erhalten wird, bei niedrigem Luftdruck für den Menschen kaum atembor ist. Die Untersuchung des Blutes hat dann ferner erwiesen, daß in der Herabsetzung des Gehalts an Kohlenäure durch den niedrigen Luftdruck wahrscheinlich die Ursache der Atembeschwerden im Hochgebirge zu suchen ist, was auch durch weitere Experimente bestätigt worden ist. —

— Der älteste Baum Belgien ist die alte Eiche bei Lierna, Provinz Namur; aber sie ist schlecht erhalten, hat einen hohen Stamm, ist vom Blitze ihrer Krone beraubt und wächst buschmäßig. Ihr Umfang am Boden ist 12½ Meter. Man giebt dem Baume mehr als tausend Jahre und auch noch eine gute weitere Lebensdauer, da er sich alljährlich noch reichlich begrünt. —